

**Bochumer Arbeitsgruppe
für
Sozialen Konstruktivismus
und
Wirklichkeitsprüfung**

Arbeitspapier Nr. 2

Historische Fassung: Januar 1988

PDF-Version: Januar 2000

**Erkenntnistheoretische Probleme
der Psychologie:
Über das Verhältnis von Wirklichkeit,
Sinnesdaten und Sprache**

Notwendige Vorbemerkung

Geneigter Leser, geneigte Leserin! Das vor Ihnen liegende Arbeitspapier Nr. 2 entstand Anfang des Jahres 1987. Die Bochumer Arbeitsgruppe hatte soeben das Arbeitspapier Nr. 1 abgeschlossen, in dem sie mit einer ungestümen, polemischen und hinreißenden Kritik an der traditionellen empirischen Psychologie eben dieser den erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch so sicher fundiert geglaubten Boden, nein, nicht unter den kräftigen Füßen wegzog, sondern ihn eher leicht zum Schwingen brachte.

Mit dem Arbeitspapier Nr. 2 wollte die Bochumer Arbeitsgruppe nach aller überaus berechtigten Kritik nun neue Wege für eine Psychologie der Zukunft ausspähen und neue Richtungen aufzeigen. Dabei sollten auch alte und in der Denkgeschichte schon oft durchdachte Probleme neu für die Psychologie nutzbar und besprechbar gemacht werden.

Wir waren damals besonders begeistert von der heute fast völlig vergessenen „Sprachkritik“ Fritz Mauthners und von Janik & Toulmins „Wittgensteins Wien“. Wir haben lange Exzerpte dieser Bücher angefertigt und nach einiger Zeit entstanden die hier vorliegenden Kapitel 1 und 2. Da in diesen beiden Kapiteln (aber auch in den folgenden) in völlig „unwissenschaftlicher“ und unphilologischer Weise Zitate, Paraphrasierungen und eigene Sätze nicht auseinanderzuhalten sind, haben wir bis zum Herbst 1990 mehrfach versucht, dieses Arbeitspapier Nr. 2 an die herrschenden Zitier- und Darstellungsgepflogenheiten anzupassen. Und: Wir sind mehrfach an dieser Aufgabe gescheitert. Nach den Überarbeitungsversuchen war fast immer das ausgemerzt, was wir für ein besonderes Güte Merkmal unserer Arbeitspapiere halten: Der Charme unserer fast schon jugendlichen und unverantwortlichen Unbedingtheit (Musil).

So haben wir nun weitere Überarbeitungsversuche aufgegeben. Möge dieses Arbeitspapier als historisches Dokument der Entwicklung der Bochumer Arbeitsgruppe dienen!¹

(Dezember 1990)

¹Ironie des Schicksals: Soeben entdecken wir, daß in einem ganz normalen und anständigen Buch der traditionellen Psychologie (Richard D. Gross (1990): Key Studies in Psychology. London: Hodder & Stoughton) Original-Artikel nicht im Original wiedergegeben werden, sondern in Form von Zusammenfassungen, bei denen zwischen Original-Zitaten und Paraphrasierungen nicht unterschieden wird: “because this would seriously break up the continuity” (a. a. O. S. vii). Wohin soll das nur führen?

Motto 1:

„Sie sprechen nicht, sie streifen durch die verlassene Öde des ausgesprochenen Sprechen. Einsam und allgemein, zwei aussichtslos sich ansehende Irgendwies, und zwischen ihnen ein soziales Geräusch, durch das sie sich nicht näher kamen. Und manchmal, kaum bemerklich ein Versuch, ein Drang – doch die Sprache, wenn sie sie wirklich brauchten, wich zurück wie das Wasser unter dem Kinn des Tantalos.“

(Botho Strauß: Niemand anderes)

Motto 2:

„Und werde froh sein, wenn ein ganz guter Leser am Ende des Weges sich sagen muß: die skeptische Resignation, die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Wirklichkeitswelt, ist keine bloße Negation, sie ist unser bestes Wissen; die Philosophie ist Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist Sprachkritik, Sprachkritik aber ist die Arbeit an dem befreienden Gedanken, daß die Menschen mit den Wörtern ihrer Sprachen und mit den Wörtern ihrer Philosophen niemals über eine bildliche Darstellung der Welt hinausgelangen können.“

(Fritz Mauthner: Wörterbuch der Philosophie)

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| 1 Die historische Entwicklung von Gedanken über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache | 5 |
| 1.1 Kant | 5 |
| 1.2 Schopenhauer | 6 |
| 1.3 Mach | 6 |
| 1.4 Hertz | 7 |
| 1.5 Boltzmann | 7 |
| 1.6 Planck | 8 |
| 1.7 Der „frühe“ Wittgenstein, der Wiener Kreis und der Weg des modernen Positivismus | 8 |
| 2 Fritz Mauthners radikal-skeptischer Nominalismus | 11 |
| 2.1 Die „Kritik der Sprache“ | 11 |
| 2.2 Das „Wörterbuch der Philosophie“ | 13 |
| 2.2.1 Die adjektivische Welt | 13 |
| 2.2.2 Die substantivische Welt | 13 |
| 2.2.3 Die verbale Welt | 14 |
| 2.2.4 Einige Beispiele aus dem „Wörterbuch“ zur Illustration | 15 |
| 3 Sprache, Sprachspiel, Lebensform und Wirklichkeit | 16 |
| 3.1 Fleck: Schauen – Sehen – Wissen | 16 |
| 3.2 Wittgenstein: Sprache – Sprachspiel – Lebensform | 18 |
| 3.3 Whorf: Sprache – Denken – Wirklichkeit | 19 |
| 3.4 Müller: Archaische Sprachen – Beispiel einer anderen Welt | 20 |
| 3.5 Gergen: Grenzen deskriptiver Sprache | 20 |
| 3.5.1 Ist Beschreibungssprache möglich? | 21 |
| 3.5.2 Die Herausbildung der Motivsprache | 21 |
| 3.6 Duerr: Ein Schlußwort? | 22 |
| 4 Gergens Soziorationalismus: eine Perspektive? | 23 |

1 Die historische Entwicklung von Gedanken über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache²

Zu allen Zeiten haben sich einige wenige Denker mit dem zentralen geistigen Problem beschäftigt, wie sich die Grenzen des Sagbaren bestimmen lassen, wie darstellende Sprache als Modell von Tatsachen fungieren kann und wie sich gleichzeitig der Charakter ethischer Fragen aufzeigen läßt. Im folgenden versuchen wir darzustellen, wie wir die Grundgedanken einiger uns bedeutend erscheinender Menschen zur Frage: was ist sagbar, was nicht, nachvollziehen wollen.

1.1 Kant

Kant veränderte mit seinen Gedanken die Vorstellungen über die Möglichkeiten der Erkenntnisse. Er betonte die Funktion der subjektiven „Formen des Urteils“ bei der Strukturierung von Erkenntnis und wies auf die Bedeutung der Sprache hin, die dieser bei der Erkenntnis zukommt. Kant meint, daß die allgemeinen Formen, die durch Sprache und Denken gegeben sind, sich in unseren Sinneserfahrungen selbst befinden und vorzeichnen, wie unsere Sinneserfahrungen aussehen werden. Daher müssen wir, anstatt bei der Erkenntnis mit vermeintlich rohen Sinnesdaten zu beginnen, die Anfangsdaten unserer Erfahrung als etwas auffassen, das aus strukturierten Vorstellungen über Sinnliches besteht. Denn diese strukturierten Vorstellungen beeinflussen, was wir wahrnehmen werden.

Die Vernunft kann somit nur erkennen, was sie selbst hervorgebracht hat, genauer, was sie selbst gerade hervorbringt. Alles systematische Erkennen von Formen und Strukturen in der empirischen Natur ist das Ergebnis einer Anwendung von Formen, die dem Verstand vorgegeben sind, auf die sinnliche Wahrnehmung. Die Vernunft schafft die Ordnung der Naturphänomene, die Naturphänomene selbst geben also keine Ordnung vor! In Kants Gedanken existiert die Vorstellung von einem einzigen (angeborenen?) vorgegebenen System von Begriffen und Formen, dem die sinnliche Erkenntnis unterworfen ist.

Kants kritische Philosophie zielt auf eine Explikation der Vernunftgrenzen. Die Grenzen der Vernunft sind zugleich die Grenzen des Systems, das aus Vernunft entstanden ist, d. h. die Grenzen der Vernunft sind zugleich die Grenzen unserer Vorstellungen und unserer Sprache. Die menschliche Vernunft neigt nun aber dazu, über diese ihr vorgegebenen Grenzen hinweg und hinaus zu gehen und die Sprache nicht nur auf Sinneswahrnehmungen zu beziehen, sondern sie auch für eine Erklärung sinnlicher Erfahrungen, für Metaphysisches, zu benutzen. Der Gebrauch der Sprache beschränkt sich dabei keineswegs nur auf ein Ersinnen von Ideen, der Mensch neigt darüber hinaus dazu, die wirkliche Existenz seiner Ideen, sobald sie durch Sprache entstanden sind, anzunehmen und als Erkenntnis der Welt zu verstehen. Das Streben, eine außerhalb der Erscheinungswelt liegende und sie bedingende „unbedingte“ Ursache zu finden, erzeugt geistige Monstrositäten. Dennoch muß der menschliche Geist Streifzüge jenseits jeder möglichen Erfahrung machen. Metaphysik ist eine menschlich ursprüngliche geistige Aktivität.

Kants Kritik hatte in der Ethik besonders weitreichende Implikationen. Wenn die Vernunft, wie wir oben gesehen haben, nur das erkennen kann, was sie selbst hervorbringt, dann kann sie auch nur dafür verantwortlich sein. Wie alle systematische Erkenntnis von Formen, Strukturen und notwendigen Verknüpfungen in der empirischen Natur das Ergebnis einer Anwendung apriorischer Formen der Verstandestätigkeit auf die sinnlich vermittelten Wahrnehmungen ist, so besteht auch die Grundlage der Moralität unserer Handlungen allein in der autonomen Gesetzgebung der Vernunft. Moralität konnte nicht mehr auf irgendein „Naturgesetz“ oder die „menschliche Natur“ gegründet werden. Die „absolute Pflicht“, moralische Handlungen hervorzubringen, entstammt allein dem Willen selbst.

²Die Darstellung in diesem Kapitel folgt in wesentlichen Zügen (vgl. die Vorbemerkung auf S. 2) dem Kapitel V aus: Allan Janik & Stephen Toulmin (1985): Wittgensteins Wien. 2. Auflage. München: Carl Hanser Verlag. Ferner wurde verwendet Ludwig Wittgenstein (1984): Tractatus logico-philosophicus. Schriften Band 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

1.2 Schopenhauer

Schopenhauer wollte wie Kant zum einen zeigen, wo die Grenzen der Tatsachenerkenntnis liegen, und zum anderen, daß der Bereich der Ethik streng von diesem Bereich getrennt werden muß. Die Welt weist bei Schopenhauer zwei fundamentale Aspekte auf, die er mit den beiden Wörtern „Wille“ und „Vorstellung“ bezeichnet: die Vorstellung verhält sich dabei zum Willen wie die „Erscheinung“ zum „Ding an sich“.

Die Funktion des Verstandes (der Vernunft) ist, die Wahrnehmung der Tatsachen in einer Darstellung zu verknüpfen. Dies gilt sowohl für den Alltag wie für die Wissenschaft. „Wissenschaft nämlich bedeutet ein System von Erkenntnissen, d. h. Erkenntnisse werden miteinander verknüpft, anstatt sie einfach nur anzusammeln.“ Was diese Verknüpfung schafft, ist wie erwähnt, der Verstand, der durch diese Verknüpfung eine „empirische Realität“ hervorbringt. Das bedeutet: „Erscheinung heißt Vorstellung und weiter nichts: alle Vorstellung, welcher Art sie auch sei, alles Objekt, ist Erscheinung.“ Tatsachen werden somit durch unsere Vorstellungen bestimmt, und unsere Vorstellungen werden zu Tatsachen (Erscheinungen).

Das Subjekt ist für Schopenhauer nicht etwas, was in der Welt ist, sondern das Subjekt ist eine Voraussetzung für die Existenz der Welt: „weil überhaupt kein Objekt ohne Subjekt sich ohne Widerspruch denken läßt, müssen wir dem Dogmatiker, der die Realität der Außenwelt als ihre Unabhängigkeit vom Subjekt erklärt, eine solche Realität derselben schlechthin ableugnen. Die ganze Welt der Objekte ist und bleibt Vorstellung, und eben deswegen durchaus und in alle Ewigkeit durch das Subjekt bedingt. Das bedeutet also, daß das Objekt nur durch das Subjekt, welches es erkennt, besteht, und daß das Subjekt nur insoweit existiert, als es Erkennendes ist.“

Anders als Kant argumentierte Schopenhauer, daß die Grundlage der Moral nicht eine rein apriorische Konzeption, sondern etwas Empirisches sein müsse. Nur das Empirische sei real und könne daher als Bewegungsprinzip des Willens in Frage kommen.

1.3 Mach

Mach sah als Phänomenologe und Positivist folgende Aufgaben der Wissenschaft: Die Psychologie soll die Gesetze des Zusammenhangs der Vorstellungen erforschen, die Physik die Gesetze des Zusammenhangs der Empfindungen und Wahrnehmungen und die Psychophysik die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Empfindungen und Vorstellungen. Mach ging davon aus, daß jede Erkenntnis, die der Mensch erreichen kann, eine Konfiguration von Sinneseindrücken ist. Erkenntnis läßt sich somit letztlich auf Sinnesdaten reduzieren, jede Erkenntnistheorie muß auf Sinnesdaten aufbauen. Nach Mach sind Menschen als Erkennende prinzipiell passive Zuschauer, die versuchen, ihre Empfindungen zu beschreiben. Mach begründet demnach seine Kritik der Sprache der Physik auf einer Analyse der Empfindungen. Physikalische Theorien sind für ihn Beschreibungen, mit denen Erfahrungen, welche aus grundlegenden Sinnesdaten bestehen, vereinfachend und systematisierend zusammengefaßt werden. Dadurch sollen Wissenschaftler in die Lage versetzt werden, richtige Voraussagen zu treffen.

Mathematische und logische Verfahrensweisen dienen der vereinfachenden Organisation der Sinneswahrnehmungen, als eine „Anpassung der Gedanken aneinander“ (abstrakte Begriffe lassen sich aber gleichermaßen auf Sinnesdaten zurückführen), während die Beobachtungen zu einer „Anpassung der Gedanken an die Tatsachen“ der Welt führen. Physikalische Theorien sind somit nichts anderes als **Denkökonomien** zur vereinfachten Beschreibung von Sinnesdaten. Metaphysische Elemente in der Wissenschaftssprache würden gegen dieses Postulat der Denkökonomie verstoßen. Der Begriff der „Kraft“ ist z. B. ein solches metaphysisches Element, welches ohne eine Verbindung zu Sinnesdaten besteht und folglich ohne Bedeutung für unseren Umgang mit der Welt ist. Mach versuchte in seiner

Kritik der Sprache der Mechanik solche unökonomischen metaphysischen Elemente zu entfernen und eine neue Sprache der Mechanik zu entwerfen.

Warum physikalische Theorien nicht immer schon dem Konzept denökonomischer Beschreibung von Sinnesdaten genugten, versucht Mach mit Hilfe historischer Untersuchungen des Entwicklungsgangs einer Wissenschaft in Erfahrung zu bringen. In seiner Analyse des Ursprungs bestimmter wissenschaftlicher Ideen konnte Mach zeigen, wie Wissenschaftler Erklärungen und Formulierungen gebrauchten, die die Grenzen der Wahrnehmung klar überschritten. Das Auftreten eines metaphysischen Elementes, wie es der Begriff „Kraft“ in der Mechanik ist, wird einsichtig durch den Hinweis darauf, daß die Mechanik in einer Zeit entstanden ist, in der die Menschen sehr eng an theologische Probleme und Gedanken und an das Wohlwollen der Kirche gebunden waren. Wissenschaft entsteht nach Mach also auch in Wechselbeziehung zu den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen und ist somit teilweise „konventionell und zufällig“ in ihren Überlegungen.

Sucht Mach aber nach einer Begründung für den Sinn seiner Theorie, verfällt er in Metaphysik.

1.4 Hertz

Für Hertz besteht Erkenntnis nicht aus einer bloßen Reproduktion von Sinneseindrücken. Die Menschen sind bei Hertz nicht in erster Linie passive Zuschauer der Geschehnisse in ihrem eigenen Kopf. Im Gegenteil, der Mensch konstruiert planvoll Schemata bzw. Modelle der Erkenntnis. Für diese **kognitiven Schemata** ist kennzeichnend, daß verschiedene Bilder oder Modelle derselben Gegenstände möglich sind, und daß sie sich mehr oder weniger stark unterscheiden können. Eine Wahl zwischen zwei zulässigen Bildern derselben äußeren Gegenstände kann z. B. auf Grund der Zweckmäßigkeit stattfinden.

Es muß also getrennt werden zwischen den kognitiven Schemata, die wir erstellen, und der Beziehung dieser Schemata zu den empirisch gegebenen Tatsachen. Dies heißt, daß die Beziehung zwischen Schemata und Tatsachen keineswegs deutlich vorgegeben ist. Es ist vielmehr notwendig, diese Beziehung als problematisch zu begreifen und sie zumindestens eingehend zu durchdenken.

Nach Hertz sind als kognitive Schemata vor allem logisch-mathematische Schemata geeignet, die als systematische Grammatik einen operativen Rahmen für den Umgang mit physikalischen Problemen bilden. Dabei wird eine logisch-mathematische Struktur auf die physikalische Welt gelegt, auf sie projiziert. Die Elemente einer solchen Struktur müssen nicht aus der Wahrnehmung abgeleitet sein; sie korrespondieren vielmehr mit logisch möglichen Folgerungen aus beobachteten Ereignissen. Die Strukturen vereinfachen damit Erfahrung und deren Antizipation. Hertz hält es also für sinnvoll, sich kognitive Schemata von der Welt zu machen und mit diesen zu arbeiten. Es ist gut, sagt Hertz, wenn man Physik betreibt. Neben dieser physikalischen Welt bleibt jedoch ein großer nicht sagbarer Raum.

Mach hat im Gegensatz zu Hertz einen Sensualismus vertreten, der den Menschen als passivem Zuschauer eine Struktur in den Tatsachen erkennen läßt. Ginge Erkenntnis diesen Weg, gäbe es nur ein Bild der Wirklichkeit. Und es gäbe kein Problem bei der Betrachtung der Beziehung zwischen Abbild der Wirklichkeit und der Wirklichkeit selber, da das eine gleichsam im anderen gegeben wäre.

1.5 Boltzmann

Der Grundgedanke bei Boltzmann ist, daß die mathematischen Modelle oder kognitiven Schemata, die wir uns von der Welt machen, nur mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zutreffen müssen. Boltzmann stellt sich vor, daß Modelle einen Raum der Möglichkeiten schaffen, in dem die einzelnen

Tatsachen mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit auftreten können. Es ist nicht möglich, Aussagen über einen einzelnen Fall zu machen, denn die Tatsachen können mehr oder minder von dem Bedeutungsraum abweichen.

Wittgenstein drückt eben dies so aus: „Die Tatsachen im logischen Raum sind die Welt. Die Welt zerfällt in Tatsachen. Eines kann der Fall sein oder nicht der Fall sein und alles übrige gleich bleiben... Wir machen uns Bilder der Tatsachen. Das Bild bildet die Wirklichkeit ab, indem es eine Möglichkeit des Bestehens oder Nichtbestehens von Sachverhalten darstellt. Das Bild stellt eine mögliche Sachlage im logischen Raume dar.“ (Tractatus Sätze 1.13, 1.2, 1.21, 2.1, 2.201, 3.4, 3.411)

1.6 Planck

Auch Planck geht davon aus, daß der Mensch sich kognitive Schemata von der Welt schafft und diese der Welt aufprägt. Er steht mit diesem Gedanken zusammen mit Hertz und Boltzmann Mach gegenüber. Planck hält Machs Überlegungen zur Denkökonomie von Theorien in der Wissenschaft zwar für sinnvoll, ihre angebliche Fundierung allein in der Sinneserfahrung lehnt er jedoch ab. Planck meint, der menschliche Geist schaffe sich mathematische Strukturen, die aus den empirischen Tatsachen erst das einheitlich organisierte System werden lassen, das in den Naturwissenschaften dargestellt wird. Planck wirft Mach vor, die Physik auf einer obskuren Identität von „physischen“ und „psychischen“ Zuständen aufbauen zu wollen. Warum sollte die Natur von unseren Sinnesdaten systematisch zusammengehalten werden?

1.7 Der „frühe“ Wittgenstein, der Wiener Kreis und der Weg des modernen Positivismus

Wittgenstein versucht in seinem tractatus logico-philosophicus für die Sprache im Ganzen das zu erreichen, was Hertz für die Sprache der Mechanik vorgeschlagen hat. Nämlich ein logisches System zu schaffen, das ein Modell für die Welt abgeben und somit in der Lage sein könnte, jede Beschreibung der Welt in dieser logischen Struktur festzuhalten. Versuchte Mauthner, die Grenzen der Sprache mit Hilfe von Theorien über Sprache und mit Hilfe von psychologischen und historischen Analysen aufzuzeigen, so versucht Wittgenstein Natur und Grenzen der Sprache von innen her, aus ihrer logischen Struktur heraus, zu bestimmen.

Mit der Einführung seiner Bildtheorie glaubt Wittgenstein ein System entwickelt zu haben, welches auf alle sprachlichen Äußerungen und damit auf die Wirklichkeit anwendbar ist. „Wir machen uns Bilder der Tatsachen.“ Unter Bild versteht Wittgenstein bewußt konstruierte sprachliche Darstellungen und nicht Vorstellungen, also Reproduktionen sinnlicher Erfahrungen. Diese Bilder werden in Sätze eingebracht, Sätze sind so von uns hergestellte Darstellungen von Situationen und Konfigurationen von „Tatsachen“. Sätze sind keine vollständige Reproduktion der Tatsachen, sondern nur dessen, was an den Tatsachen wesentlich ist. Sätze ermöglichen somit eine bildliche Darstellung der Welt, die die **Logik** der Tatsachen wiedergibt. Sätze in der Sprache haben die gleiche logische Struktur wie die abgebildeten Tatsachen. Das Zueinander der Elemente des Bildes im Satz entspricht dem Zueinander der Tatsachen, d. h. es existiert eine logische Isomorphie zwischen Sprache und Realität. Gegenstände werden dabei von (logischen) Namen (Zeichen) vertreten, ihre logische Konfiguration im Sachverhalt ausgedrückt („gezeigt“) durch Prädikate; die Zusammensetzung einfacher Sachverhalte zu komplexen Tatsachen (Sachlagen) wird schließlich ausgedrückt durch die wahrheitsfunktionalen Verknüpfungen von „Elementarsätzen“ mittels sogenannter logischer Konstanten, die – nach Wittgenstein – als solche weder etwas vertreten noch etwas bezeichnen (Tractatus 4.0312).

Der von der Konfiguration der Namen oder einfachen Symbole festgelegte Zusammenhang der Elemente des Sachverhalts ist der **Sinn** des Satzes: „Was das Bild darstellt, ist sein Sinn.“ (Tractatus 2.221).

Dies ist, was es mittels der Symbole zeigt. Wenn die Gegenstände, auf die sich Namen und einfache Symbole beziehen (also: das, was diese bedeuten), tatsächlich die ausgedrückte Konfiguration haben, ist der Satz wahr, das Modell oder Bild richtig; wenn nicht, ist es falsch. In jedem Fall gilt: „Um zu erkennen, ob das Bild wahr oder falsch ist, müssen wir es mit der Wirklichkeit vergleichen.“ (Tractatus 2.223)

Dieser Entwicklung eines logischen Systems, das auf die Sprache angewandt wird, liegt die Vorstellung zugrunde, daß Sprache ein Abbild dessen schaffen kann, was Tatsachencharakter hat. Daraus folgt, daß es „auch keine Sätze der Ethik geben kann. Sätze können nichts Höheres ausdrücken.“ Es scheint nur ein kleiner, begrenzter Teil der Wirklichkeit zu sein, den die Sprache beschreiben kann. Über die Bereiche, die sich um diese Insel des Sagbaren befinden, kann man nicht sprechen, soll man also besser schweigen. Die Verbindung von Sprache (ihrem logisch-mathematischen Modell) und Wirklichkeit besteht demnach nur zu einem sehr geringen Anteil aus etwas Erfafßbarem. (Und selbst die Existenz dieses kleinen Teils einer erfafßbaren Verbindung von Sprache und Wirklichkeit kann, wie Wittgenstein später in seinen Philosophischen Untersuchungen schreibt, nicht aufrechterhalten werden, auch dieser kleine Rest rinnt durch die Hände wie weißer, warmer Sand.)

Fassen wir zusammen, was Wittgenstein mit seinem Tractatus zu zeigen versucht:

1. Was kann gesagt werden:

Die Sprache ist für Wittgenstein ein adäquates Instrument wissenschaftlicher Theoriebildung, sie ist legitim als Tatsachen- und Beschreibungssprache. Bildtheorie, logisches Aussagenkalkül und logische Isomorphie zwischen Sprache und Wirklichkeit ermöglichen sinnvolle Sätze über Tatsachen, also Sätze der Naturwissenschaft. Positivismus ist machbar. Allerdings hält Wittgenstein das, was gesagt werden kann, das Sagbare also, für unser Leben für unwichtig.

2. Was kann nicht gesagt werden:

Was nicht gesagt werden kann, sind Einsichten über Ethik, Ästhetik, Moral, Werte und Sinn des Lebens. Hier sind nur Äußerungen der Kunst, poetische Mitteilungen und mystische Einsichten möglich. Es gibt keine ethischen Sätze, nur ethische Handlungen. Ethik kann nur gezeigt, nicht gesagt werden. Wittgenstein hält das, was nicht gesagt werden kann, für ungleich wichtiger. Wichtig ist, worüber man zu schweigen hat, was nur zeigbar ist.

Der Tractatus lieferte für die Wissenschaftler des Wiener Kreises die notwendige grundlegende logische Struktur für das, was heute Positivismus genannt wird. Durchaus mißverständliche Sätze im Tractatus wurden vom Wiener Kreis auf eine für ihn eindeutige Weise verstanden. Aus dem Satz: „Um zu erkennen, ob das Bild wahr oder falsch ist, müssen wir es mit der Wirklichkeit vergleichen,“ entwickelten die logischen Positivisten den Gedanken, daß der semantische Wert der Sätze danach zu bestimmen sei, ob sie sich als Wahrnehmungsberichte (ganz im Sinne Machs sensualistischer Erkenntnistheorie), also als Protokollsätze, auffassen ließen oder auf solche reduzierbar waren.

Protokollsätze wurden also die neuen Träger der Erkenntnis. Ein Protokollsatz hält jeweils den Inhalt einer einzelnen Empfindung, ein Sinnesdatum, fest. Das formale Kalkül des Tractatus wurde so als Methode für die logische Konstruktion menschlicher Erkenntnis verwendet, mittels der höhere Abstraktionen und wissenschaftliche Aussagen aus den begriffsfreien harten Daten der Protokollsätze entwickelt oder in ihnen verankert werden sollten. Für die Positivisten des Wiener Kreises gab es also empirische Sätze (Protokollsätze) und logische Sätze (Wahrheitswertverknüpfungen). Alles andere war Unsinn. Das Unsagbare war für die Positivisten also durchaus belanglos. Die Positivisten übersahen in

ihrer Begeisterung über den Tractatus die eigentlichen, tief in der Sprache sitzenden Schwierigkeiten, die der Tractatus aufdecken wollte.

Der Wiener Kreis, der die Philosophie auf den sicheren Weg der Wissenschaft führen und mit Physik und Biologie zu einer Einheitswissenschaft verschmelzen wollte, ging diesen Weg, obwohl Wittgenstein im Tractatus nicht gesagt hat, ob und wie sich „atomare Sachverhalte“ und „Elementarsätze“ in der Realität feststellen lassen. Obwohl der Tractatus die grundlegende logische Struktur für den neuen Positivismus lieferte, konnte die Philosophie des Wiener Kreises eben erst durch die Verbindung mit Machs sensualistischer Erkenntnistheorie und dem naiven Glauben an die Haltbarkeit sensualistischer Protokollsätze zu einem geschlossenen Ganzen werden.

Der moderne Positivismus läßt sich etwa wie folgt beschreiben:

Der Positivismus glaubt an die prinzipielle Erkennbarkeit der Wirklichkeit. Er geht davon aus, daß es eine wirkliche Wirklichkeit gibt, und daß diese mit Hilfe der Wissenschaft erkannt, entdeckt und beschrieben werden kann. Aus dieser philosophischen Grundhaltung heraus ergeben sich im Positivismus folgende grundsätzlichen Erwägungen für das Betreiben von Wissenschaft:

- (a) Theorien und Hypothesen sind Gedanken und Annahmen über empirische Verhältnisse, welche mit Hilfe von objektiven Methoden hinsichtlich ihrer Richtigkeit oder Falschheit empirisch überprüft werden können. Die Sprache als Wortsystem spiegelt die Entitäten der wirklichen Wirklichkeit wieder, also die Dinge, die „sind“. Worte sind Korrelate (gegebenenfalls sogar Äquivalenzen) der Entitäten. Die Verknüpfung zwischen Worten erfolgt mit Hilfe der Logik. Dadurch ist wissenschaftliche Kommunikation bei Einhaltung der Regeln ohne Schwierigkeiten möglich, welches den endlosen Fortschritt der Wissenschaft garantiert.
- (b) In allen Fällen und unter allen Umständen müssen die Regeln der Logik eingehalten werden, wie z. B. die Widerspruchsfreiheit von Aussagen. Logik allein garantiert die richtige Abbildung der Wirklichkeit.
- (c) Mit Hilfe der Logik lassen sich objektive Methoden entwickeln, die als Handwerkszeug zur objektiven Beschreibung und zur objektiven Erklärung der Wirklichkeit dienen können.
- (d) Wenn alle Wissenschaft so betreiben, gibt es einen linearen Fortschritt und irgendwann die allumfassende, empirisch gesicherte Generaltheorie, für was auch immer.

In den **Naturwissenschaften** des 20. Jahrhunderts haben sich im wesentlichen die Modellvorstellungen von Hertz gegenüber den Auffassungen von Mach durchgesetzt. Dies ist aber das Ergebnis zahlreicher Auseinandersetzungen zwischen Verfechtern dieser gegensätzlichen Anschauungen über Grundfragen der Erkenntnis, wobei die Erkenntnistheorie Machs in erster Linie vom Wiener Kreis verbreitet wurde. Auch heute scheint sich die umfassendere Brauchbarkeit des erkenntnistheoretischen Weltbildes von Hertz und Boltzmann nicht im *gesamten* Wissenschaftsbetrieb und in allen Fächern herumgesprochen zu haben. Und so glauben manche in manchen Kreisen weiterhin uneingeschränkt und ausschließlich an die Möglichkeit einer „einfachen, direkten und objektiven“ Welterkenntnis und betreiben einen, durchaus peinlichen, „naiven“ Realismus.

2 Fritz Mauthners radikal-skeptischer Nominalismus³

Fritz Mauthner lebte von 1849 bis 1923. Von Beruf war er eher Schriftsteller und Journalist denn Philosoph. Nach dreißig Jahren publizistischer Wirksamkeit in Berlin zog er sich in die Einsamkeit nach Freiburg und später (1909) nach Meersburg am Bodensee zurück. Vor allem seine täglichen Erfahrungen mit dem journalistischen und politischen Lügenspiel der Sprache brachten ihn zur philosophischen Position eines radikal-skeptischen Nominalismus, den er zu einer vollständigen und konsistenten Erkenntnistheorie auszubauen versuchte. An seinem philosophischen Hauptwerk **Beiträge zu einer Kritik der Sprache** schrieb er mehr als 25 Jahre neben seiner journalistischen und schriftstellerischen Tätigkeit. Das **Wörterbuch der Philosophie** erschien im Jahr 1910.

2.1 Die „Kritik der Sprache“

Während Mach sich mit einer Kritik der Sprache der Physik begnügte, versuchte Mauthner eine generelle Kritik der Sprache zu liefern. Mauthner kam in seinem Bemühen, einen vollständig schlüssigen Nominalismus zu konzipieren, zu der Erkenntnis, daß alle philosophischen Probleme in Wahrheit Probleme der Sprache seien. Begriffe sind nach Mauthner nichts anderes als Worte, die zur Benennung oder anderweitigen Kennzeichnung von „Individuen“ und deren Konfigurationen verwendet werden und nicht etwa zur Bestimmung von „Wesenheiten“. Mauthner ging davon aus, daß es keinen echten Unterschied zwischen Begriff und Wort gebe, lediglich einen psychologischen „in der Richtung der Aufmerksamkeit“, und daß konsequenterweise Sprechen und Denken identisch seien. Was könnte unter „Richtung der Aufmerksamkeit“ zu verstehen sein? Nur das wird wahrgenommen, was für das soziale Wissen eines kommunalen Systems wichtig und funktionabel ist. Alles andere wird nicht wahrgenommen oder nicht weiter beachtet (siehe auch die Abschnitte unter 2.2 und 3.).

Philosophie ist für Mauthner Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist **Sprachkritik**. Sprachkritik ist für ihn die Arbeit an dem Gedanken, daß die Menschen mit den Wörtern ihrer Sprachen und mit den Worten ihrer Philosophien niemals über eine bildliche Darstellung der Welt hinausgelangen können. Namen sind bestenfalls Metaphern für die sinnlichen Perzeptionen.

Normaler Sprachgebrauch neigt dazu, den Bedeutungen abstrakter und genereller Terme Realität zuzuschreiben und sie zu vergegenständlichen (**Reifikation**). Diese in der Sprache selbst angelegte und damit natürliche Tendenz der Reifikation des Abstrakten ist ein Hauptquell spekulativer Verwirrungen, praktischer Ungerechtigkeiten und verschiedenster Übelstände in der Welt. Die Reifikation erzeugt alle möglichen Arten von begrifflichen Gespenstern wie Kraft, Naturgesetz, Materie, Energie, Gott, Teufel, Rasse, Kultur usw... In all diesen Fällen führt die Reifikation zur Annahme einer Existenz metaphysischer Wesenheiten. Für Mauthner sind Metaphysik und Dogmatismus (und mit ihnen Intoleranz und Ungerechtigkeit) zwei Seiten derselben Medaille.

Den Glauben an Begriffe wie Wille, Liebe, Seele usw. bezeichnet Mauthner als **Wortaberglauben**. Wortaberglaube ist der Aberglaube, der jedem Wort ein korrespondierendes Objekt als existent zuordnet. Seele beispielsweise ist nur ein Wort, dem nichts Wirkliches entspricht. Unsere Sinnesorgane lassen sich nicht nach innen wenden, weil wir keine Sinnesorgane für unsere „Seele“ haben. Aus genau diesem Grunde ist die Sprache nur für die Erfassung unserer sinnlichen Erfahrungen, unserer „Außenweltreize“ bestimmt. Sie kann sich nicht sinnvoll auf die „inneren“ Vorgänge beziehen,

³Die Darstellung dieses Kapitels folgt dem Kapitel V aus Allan Janik & Stephen Toulmin (a. a. O). Ferner wurden verwendet: Fritz Mauthner (1982): Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bände. Unveränderter Neudruck der 2. Auflage von 1906. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein; Fritz Mauthner (1980): Wörterbuch der Philosophie. 2 Bände. Unveränderter Neudruck der Erstausgabe von 1910/1911. Zürich: Diogenes. Einige wenige Passagen sind folgendem Werke nachempfunden: Joachim Kühn (1975): Gescheiterte Sprachkritik, Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin, New York: de Gruyter.

denn diese sind ja gerade die sprachlich benannten Sinneseindrücke selbst, also als geistige mit den sprachlichen Akten identisch.

Sprache als Wort ist bereits reifizierende Abstraktion. Sprache ist daher Sprechen, somit ein Geräusch. Sprache ist keine besondere Art von Gegenstand. Sprache ist eine menschliche Aktivität und als solche zweckhaft. Sie ordnet das menschliche Leben, wie eine Regel ein Spiel ordnet. Die Sprache ist nur ein Scheinwert wie eine Spielregel, die auch umso zwingender wird, je mehr Mitspieler sich ihr unterwerfen, die aber die Wirklichkeitswelt weder ändern noch begreifen will.

Mauthner meint, daß noch ein weiteres Phänomen zum Wesen der Sprache gehört, das **Mißverstehen**. Sprache wird zur Schranke für den, der wissen und den anderen vollständig verstehen will. Die Sprache ist nur zwei Menschen schon nicht gemeinsam, weil auch bloß zwei Menschen sich niemals das gleiche bei den Worten vorstellen. Nach Mauthner ist die Sprache notwendig metaphorisch. Daher ist sie ihrer eigentlichen Natur nach immer mehrdeutig. Niemand kann absolut sicher sein, den anderen wirklich zu verstehen oder von ihm verstanden zu werden. In den praktischen Dingen des täglichen Lebens gestattet die unausweichliche Mehrdeutigkeit der Sprache gleichwohl die Möglichkeit, mit hinreichender Klarheit eine pragmatische Einigung über gemeinsame Ziele herzustellen.

Die Natur unseres sensorischen Apparates (Mauthner nannte es die **Zufallssinne**, da unsere Sinne immer nur zufällige Eigenschaften von Objekten wahrnehmen können, aber nie die Objekte selbst) macht es unmöglich, notwendige Wahrheiten als für alle Zeiten „wahre“ Erkenntnisse zu erkennen. Als Instrument der Welterkenntnis ist die Sprache im strengen Sinn wertlos. Es ist unmöglich, den Begriffsinhalt der Worte auf Dauer festzuhalten, darum ist Welterkenntnis durch Sprache unmöglich. Es ist möglich, mit Worten Stimmungen zu beschreiben bzw. den Stimmungsgehalt von Worten in einer bestimmten zeitlich begrenzten Epoche festzuhalten; darum ist eine Kunst durch Sprache möglich, eine Wortkunst, die Poesie. Die metaphorische Natur der Sprache verhindert jede klare Eindeutigkeit und macht jede Art präziser wissenschaftlicher Erkenntnis unmöglich. Auch die Wissenschaft ist bestenfalls Dichtung.

Durch logische Schlußfolgerungen kann man nie zu neuen Erkenntnissen gelangen, denn Schlußfolgerungen sind nur sprachliche Abänderungen anderer Urteile. Die **Logik** gewährt daher keinerlei Möglichkeit, durch Schlußfolgerungen im Denken fortzuschreiten, während wirklich neue Sinneserfahrungen (als einzige Erkenntnisgrundlage) immer nur wieder in hoffnungslos metaphorischer Sprache ausgedrückt werden können. Es führt auch im Wissenschaftsfortschritt keine Brücke von der Sprache zur „wahren“ Wirklichkeit, immer nur eine von Sprache zu Sprache. Selbst der hohe Begriff der Wahrheit ist menschliches Gerede, sogar der schlichte Ausdruck „mein Sinneseindruck ist richtig“ läuft auf die bettelarme Tautologie hinaus: Mein Sinneseindruck ist mein Sinneseindruck .

Die Vorstellung, daß es einen „Gegenstand“ wie Logik gibt, im Sinne von etwas Universellem und allen Sprachen Immanentem, ist eine weitere unhaltbare Reifikation. Das Schema des menschlichen Denkens wird bestimmt durch die jeweilige Kultur, in der ein Mensch lebt, und wirkt seinerseits bestimmend auf sie zurück, da sich beide miteinander und zugleich entwickeln. Das logische Schema ist nichts Vorgegebenes, das von unveränderlichen Denkgesetzen abgeleitet werden könnte. Der gesunde Menschenverstand hätte lernen müssen, daß es von nun an so viele Logiken gebe, wie es Sprachen mit verschiedenem Bau gibt.

Mauthner qualifizierte wissenschaftliche Hypothesen als prinzipiell nur der Sphäre von mehr oder weniger guten bzw. nützlichen Vermutungen zugehörig, als sozusagen blind erzielte Treffer. Die Grundlage aller Wissenschaft sind besonders scharfsinnige, induktiv gewonnene Schlußfolgerungen. Aber die Induktion ist keine echte Schlußform. Induktion führt nur zu Worten, nicht zu Beweisen. Die sogenannten Naturgesetze sind nichts anderes als historische Generalisierungen. Dabei ist der Terminus „Naturgesetz“ eine bloße Metapher, ein Überrest aus vergangenen Zeiten mythologischer

Erklärungen, als die Natur, im Bemühen sie zu begreifen, noch personifiziert wurde. Tatsächlich aber gibt es in der Natur keine zwingenden Gesetze, sondern nur Zufallsphänomene.

Die skeptische Resignation, die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Wirklichkeitswelt, ist keine bloße Negation, sie ist unser bestes Wissen. Das Ende des Weges durch die Sprachkritik ist Maurice Maeterlincks „heiliges Schweigen“. Sobald wir uns aber wirklich etwas zu sagen haben, sind wir gezwungen zu schweigen. Doch dieses Schweigen ist von einem weit größeren Wert als alles, das sprachlich ausdrückbar ist. Mit diesem Glauben nimmt Mauthner in der Geistesgeschichte einen Platz neben Meister Eckhart und Cusanus ein. Er teilt deren Vorstellung vom Höchsten, jenes unaussprechliche Gefühl der mystischen Einheit mit dem Universum.

2.2 Das „Wörterbuch der Philosophie“

Bei Fleck werden wir sehen, wie eine Kommune, eine Denk- und Sprechgemeinschaft bzw. ein spezifisches soziales System, im Laufe der Sozialisation eine gerichtete Bereitschaft, eine Richtung in der Aufmerksamkeit des Einzelnen erzeugt und entwickelt, nur das zu „sehen“ und zu kommunizieren, was man/frau bereits schon „weiß“! „Sehen“ heißt bei Fleck also: in einem entsprechenden Moment das Bild nachzubilden, welches die kommunale Denkgemeinschaft, der man angehört, in ihrer spezifischen Lebensform geschaffen hat.

Bei Fritz Mauthner nun steht im Vordergrund, wie die Sprache uns den Zugang zur Welt öffnet oder verstellt. Mauthner unterscheidet drei Bilder von ein und derselben Welt, drei Sprachklassen, in denen wir je nach Richtung unserer Aufmerksamkeit unsere „Kenntnisse“ von ein und derselben Welt ausdrücken. Das, was wir also mit dem Wort „Sprache“ bzw. „Wort“ als gleichartig und gleichwertig fassen, gehört ganz verschiedenen Ebenen an und entstammt verschiedenen Sichtweisen der Welt. Die Täuschungen der Sprache und ihr Mißbrauch entstehen und werden möglich, weil die Sprache keine Regeln entwickelt hat, die eine unzulässige Mischung der sich verschiedener Klassen von Sprache bedienender Aussagen verhindern könnte.

2.2.1 Die adjektivische Welt

Nach Mauthner ist die adjektivische Welt die uns allein zugängliche Welt der „ehrlichen“, d. h. nur normal täuschenden Sinneseindrücke. Diese normalen Täuschungen (wie das Wahrnehmen von Tönen und Farben) sind niemals bloßer Schein. Alle unsere Wahrnehmungen und Empfindungen sind adjektivisch (warm, blau, hart, laut). Die in Einzeleindrücke zerfallene Welt (sie ist sensualistisch pointilliert) wird adjektivisch erfaßt, die Adjektive spießen Eindrücke mit der Stecknadelspitze auf. Die adjektivische Welt ist die Welt des Sensualismus und Materialismus. Das adjektivische Weltbild entspricht am ehesten der „wirklichen Wirklichkeit“, es weist am wenigsten gedankliche Konstruktionen auf. Die adjektivische Welt als sinnliche Erfahrungswelt kann sich bei einer gelungenen Erfassung steigern zu einer Welt der Kunst!

2.2.2 Die substantivische Welt

War die adjektivische Welt die uns allein zugängliche Welt der Sinneseindrücke, so ist die substantivische Welt dieselbe Welt noch einmal, nur unter der Hypothese der Dinglichkeit begriffen. Das freche Menschenwort möchte sich schließlich auch erklären, möchte einen Ausdruck finden nicht nur für die Empfindungen des Moments, des Augenblicks, der Veränderungen im Raum, sondern auch für das Seiende, das Dauernde, für die Substanz. Und das freche Wort schafft sich (nur sich, das Wort dem Worte) die substantivische Welt, die Welt der Dinge und der Kräfte, die Welt der Götter und der Geister, eine Welt, von der das Gedächtnis der Menschheit nichts wußte, bevor es sich das Wort angeschafft hatte. Die substantivische Welt ist die mythologische Welt. Nicht nur Götter und

Geister sind mythologisch, auch die scheinbar wohlbekannten Kräfte der Physik und der Biologie sind mythologische Ursachen; auch die Dinge selbst, die Einzeldinge unserer adjektivischen Erfahrung, sind nur Symbole, unter denen wir die mythologischen Ursachen ihrer adjektivischen Wirkungen zusammenfassen. Besonders gute Beispiele für Worte der substantivischen Welt sind pleonastische Doppelwörter mit -heit und -keit!

Die substantivische Welt ist die unwirkliche Welt des Raums, ist die Welt des Seins. Naive Realisten glauben an die Existenz und Realität von Substantiven im Raum, dazu müssen sie völlig von der wichtigsten Bedingung aller Wahrnehmungen abstrahieren, von der Zeit. Die substantivische Welt ist somit die Welt existierender Substantive im Raum, wenn die Zeit stillsteht. In der Zeit gibt es leider nichts Bleibendes, kein Sein, es gibt nur ein Werden.

Die substantivische Welt ist nach Mauthner ganz und gar auf dinglichen Hypothesen aufgebaut. Realbegriffe, von denen adjektivische Wirkungen ausgehen (wie Pferd, Apfel), sind einerseits niemals Scheinbegriffe, da sich ihre adjektivischen Wirkungen „verifizieren“ lassen. Andererseits sind natürlich auch die konkretesten Substantive in einem gewissen Sinn eben solche Scheinbegriffe wie die abstraktesten Begriffsungeheuer der Scholastik.

Was sind also Scheinbegriffe? Scheinbegriffe sind substantivische Begriffe, von denen irgendwelche adjektivischen Wirkungen nicht ausgehen und denen in der Wirklichkeitswelt nichts entspricht. Scheinbegriffe sind von keiner Realität abstrahiert, dennoch sind sie in der Sprache, im Denken, in der Vorstellung vorhanden und nehmen Einfluß auf die psychologische Wirklichkeit des Denkens. Die gelungene Erfassung der substantivischen Welt, der Welt des Seins, kann sich steigern zu einer Welt der Mystik!

In seinem letzten, unvollendet gebliebenen Werk „Die drei Bilder der Welt“ verdeutlicht Mauthner seine Ansicht über die substantivische Welt: „Der Mensch allein besitzt das substantivische Weltbild, das schönste und falscheste Weltbild, das dingliche Weltbild der Mystik.“ Hier erscheint Mauthner das substantivische Weltbild als das spezifisch menschliche Weltbild, als die höchste und eigenste Leistung des menschlichen Geistes. Er sieht jedoch weiterhin keine Nützlichkeit dieser Begriffswelt, statt dessen spricht er von ihrer Schönheit. Mauthner bleibt also Skeptiker, wenn es sich um die Möglichkeit einer Erkenntnis handelt, er überwindet seine Skepsis gegenüber einem substantivischen Weltbild nur, indem er ihm einen ästhetischen Wert zuerkennt, in dem sich der menschliche Geist am ehesten verwirkliche.

2.2.3 Die verbale Welt

Zwischen dem substantivischen und dem adjektivischen steht das verbale Weltbild, die verbale Sprache. Im Gegensatz zu ersterem bezieht sich die verbale Welt zwar auf die Wirklichkeit, ist also keine rein gedankliche Konstruktion, sie beschränkt sich aber nicht wie die adjektivische Sprache auf eine bloße Wiedergabe, soweit das überhaupt möglich ist, sondern deutet die Erscheinungen, bringt sie also in einen Sinnzusammenhang. Wollen wir die punkthafte, in Einzeleindrücken zerfallene adjektivische Welt zu Einheiten verbinden, so müssen wir handeln, d. h. denken, d. h. die Fähigkeit der Apperzeption auf die adjektivischen Sinneseindrücke wenden. Die Bindung der Empfindungen zu Einheiten durch die Tätigkeit des Gedächtnisses könnte man die verbale Welt nennen. Die pointillierte Welt der passiven Sinneseindrücke verwandelt sich durch tätige Apperzeption in die werdende Welt, in das Gewebe der Welt.

Die Masse der Apperzeptionen oder das Denken kommt nicht zur Ruhe, bevor das Denken nicht zu Worte gekommen ist. Die verbale Welt hat Bezeichnungen für Werden und Vergehen, für Verändern und Bleiben, für Gehorchen und Bewirken. Verbale und kausale Welt liegen nah beieinander. Die verbale Welt ist die Welt des Werdens, die Zeit ist die Bedingung der verbalen Welt. Die verbale Welt

sieht nichts als die Art der Wirksamkeit, die Relationen der Dinge zueinander und zu uns. Sie erhebt sich also in der Wissenschaft.

Hätte der Sensualismus recht, so wäre der Welt durch eine adjektivische Sprache beizukommen; hätte der Idealismus recht, so besäßen wir die Wahrheit in der substantivischen Sprache, in der mythologischen Welt des Seins; hätte die Lehre vom Flusse aller Dinge recht, so genügte die verbale Welt des Werdens. Die Wahrheit aber ist bei keiner dieser drei Welten und Sprachen allein, diese drei Perspektiven müssen einander helfen, damit wir uns ein bisschen in unserer Welt orientieren können!

2.2.4 Einige Beispiele aus dem „Wörterbuch“ zur Illustration

Absolut

„Das Wort absolut hat auf seinem Altenteil noch neue Kraft gewinnen wollen und sich so erst recht in seiner ganzen Ohnmacht gezeigt. Man redet vom absolut Wahren, wie man sogar vom absolut Schönen und absolut Guten redet. Wenn man gar kein sprachliches Gewissen mehr hat, zuletzt von absoluten Werten. Das Schöne und das Gute sind ohnedies Wertbegriffe. Und wer nicht begreift, daß jeder Wert nur eine Relation ist, daß also ein relativer Wert niemals absolut sein kann, dem ist nicht zu helfen.“

Absolut ist somit ein leeres Wort in der Reihe der Superlativ-Beiworte wie echt, wirklich, wahnsinnig etc. Da die Welt taub vom Tonfall ist, erleben wir eine Inflation der Superlative. Kleine Worte und Gesten reichen wohl nicht mehr aus, sie gehen im lärmenden Superlativ-Sprachmüll verloren.

Abstraktion

„Ich möchte die Aufmerksamkeit lenken darauf, daß wirklich konkret nur die Wirklichkeit selber ist, daß also abstrakt völlig gleichbedeutend ist mit begrifflich, daß also ein Wort oder ein Begriff darum eigentlich niemals konkret sein kann. Und weil die begriffliche, abstrakte, aus Worten bestehende Sprache ihrem Wesen nach gezwungen ist, die Wirklichkeiten zu berauben, von Sinneseindrücken der unmittelbaren Anschauung zu abstrahieren oder abzusehen, daraus allein wird es schon verständlich, daß die menschliche Sprache ein untaugliches Werkzeug zur Erkenntnis der Wirklichkeit ist.“ Das Wort abstrakt ist somit überflüssig, weil Sprache immer abstrakt ist.

Wahrheit

„Wir besitzen keine Wahrheit, die absolut wäre, wir müssen uns mit Meinungen begnügen. Mit dem Glauben, der uns als Ersatz für die Wahrheit begegnet. Die Sprache zappelt sich an den Begriffen Glauben und Wahrheit jämmerlich ab. Wahr sollte sein, was der Wirklichkeit entspricht. Glauben nennen wir unser Verhältnis zu Vorstellungen oder Urteilen, wenn wir sie für wahr halten, d. h. wenn wir nicht wissen, daß sie wahr sind, wenn wir sie also nicht für wahr halten. Es wäre wohl besser, die Resignation zu wählen, in Goethes Orden der Ent-Sagenden einzutreten.“

Wahrheit als Substantiv

Wahr wird als „Wahres“ personifiziert, substantiviert mit -heit als „Wahrheit“! Wahrheit ist eine Kraft, die etwas bewirken kann, die an den Tag kommt, die wir kaum ertragen können, deretwegen wir schon mal uns oder andere umbringen. Gleichzeitig ist die Wahrheit als Ideal eine Gottheit, die wir anrufen können, oder bespötteln. Wissenschaft arbeitet mit dieser pleonastischen Substantivierung: Wissenschaft als Wahrheitssuche, als eine die Götter verdrängende Zunft, die selbst Religionscharakter hat.

Wahrheit als Wert/Urteil

Alles, was so passiert und gemacht wird, wird im nachhinein nochmal als wahr oder falsch beurteilt. Die permanente Wirklichkeits- und Wahrheitsbestätigung erscheint als fortwährende schwatzhafte Bestätigung der eigenen Urteilskraft. In der Logik degeneriert dies zu leeren, formalen Operationen, die Wahrheit herstellen sollen und herstellen.

Wahr als Adjektiv

Wahr als richtig und wirklich wird hier oft verwendet als Gegensatz zu etwas, was falsch und unwirklich ist. Man kann auch etwas wahr machen. Wahr machen heißt, etwas bewußt herstellen, heißt, die Wirklichkeit so beeinflussen und verändern, daß sie wirklich so ist, also wahr ist. In der Psychologie nennt man das Operationalisierung: Wir machen einen Begriff, ein Wort, wahr, indem wir irgendwelche erfundenen Operationen ausführen, die dann irgendwie „wirklich“ sind und deshalb den Begriff, das Wort, „wahr“ machen, denn wenn das Wahrgemachte nicht wirklich da wäre, dann wäre ja der Begriff, das Wort nicht wahr. Oh je!

3 Sprache, Sprachspiel, Lebensform und Wirklichkeit⁴

In diesem Abschnitt befassen wir uns mit dem Einfluß von Kultur und kommunalen Systemen auf den Prozeß der Konstruktion von Erkenntnis. Wir werden verschiedene Autoren heranziehen, die sich unserer Auffassung von unterschiedlichen Ausgangspunkten her und auf unterschiedlichen Ebenen nähern: daß nämlich das Denken und Wissen des Einzelnen gesellschaftlich konstruiert ist, und daß in diesem Prozeß Sprache eine zentrale Rolle spielt.

Ludwik Fleck macht auf einer sehr konkreten Ebene plausibel, daß Wahrnehmen nur möglich ist mithilfe von Schablonen, die die Gesellschaft liefert. Wir begreifen diese Schablonen als sprachliche und schließen daher Wittgenstein und Whorf an. Dem Wesen dieser Schablonen und ihrer gesellschaftlichen Vermittlung spüren wir mit Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen nach. Whorf, Linguist und Kulturanthropologe, nähert sich über den Vergleich von Sprachen unterschiedlicher Kulturen der Erkenntnis, daß die „Sprachstruktur den Denkstil formt und das Weltbild färbt“. Müllers Untersuchungen archaischer Sprachen illustrieren Whorfs Auffassung. Mit Gergen gehen wir der Frage nach, ob und wie Sprache überhaupt beschreiben kann, und das Schlußwort zu diesem Kapitel überlassen wir Duerr.

3.1 Fleck: Schauen – Sehen – Wissen

„Wir schauen mit den eigenen Augen, aber wir sehen mit den Augen des Kollektivs.“

Ludwik Fleck nähert sich von wahrnehmungspsychologischen Überlegungen aus dem Problem von Erkenntnis und Wissen über die Wirklichkeit. Obiges Zitat von Fleck kann auf zwei Grundannahmen zurückgeführt werden:

⁴Für dieses Kapitel wurde folgende Literatur herangezogen: Hans-Peter Duerr (1982): *Satyricon: Essays und Interviews*, Berlin: Kramer; Ludwik Fleck (1983): *Erfahrung und Tatsache*, Frankfurt/M.: Suhrkamp; Ludwig Wittgenstein (1984): *Philosophische Untersuchungen*, Schriften Band 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp; Benjamin L. Whorf (1956): *Language, thought, and reality*, Cambridge: MIT Press; Werner Müller (1984): *Archaische Sprachen und archaisches Sprechen*. In: *Scheidewege*, Jahresschrift für skeptisches Denken, Jg. 14, 1984/85; Kenneth J. Gergen (1982): *Toward Transformation in Social Knowledge*, New York, Heidelberg, Wien: Springer; Kenneth J. Gergen (1985): *The Social Construction of the Person*, New York, Berlin, Heidelberg, Tokyo: Springer.

1. Es gibt prinzipiell zwei Arten von Wahrnehmung, nämlich schauen und sehen. Schauen ist vergleichbar mit dem vergeblichen Starren auf zu viele Einzelheiten einer aufgrund fehlenden Wissens über wesentliche und unwesentliche Merkmale so nicht erfassbaren Gestalt. Sehen hingegen beinhaltet die Selektion von Wichtigem und Unwichtigem, was das Wissen hierüber voraussetzt.
2. Wahrnehmung, insbesondere das Sehen, findet in Ganzheiten statt, bevor Elemente wahrgenommen werden. Diese Aussage stützt Fleck auf Aussagen aus der Wahrnehmungspsychologie: Ganzheiten, die sich den sinnlichen Wahrnehmungen direkt aufdrängen, werden in der Psychologie Gestalten genannt.

Die Wahrnehmung und Erfassung von Gestalten beinhaltet also grundsätzlich die Bereitschaft, Ganzheiten vor Einzelheiten wahrzunehmen, sowie das Wissen über diese Ganzheiten. Fleck verdeutlicht dies an Buchstaben, die trotz der Veränderung vieler Einzelheiten, z. B. durch unterschiedliche Druckbilder oder Handschriften, erkannt werden, wenn die wesentlichen Merkmale der Buchstaben erhalten bleiben und die Betrachterin diese Merkmale kennt. „Die Kenntnis einer Gestalt schafft die Disposition, sie wahrzunehmen (Wahrnehmungsbereitschaft), deren Stärke bei verschiedenen Menschen verschieden ist, abhängig unter anderem vom Ausbildungsgrad auf diesem Gebiet.“

Die Kenntnis einer Gestalt bedeutet die erhöhte Fähigkeit und Bereitschaft zur Wahrnehmung dieser Gestalt, die sich erst nach häufigem Verwenden des zunächst mühsam erworbenen Wissens einstellt, d. h. daß entsprechende situative Reize die Wahrnehmung einer Gestalt hervorrufen können, ohne daß die Betrachterin ihr Wissen über diese Gestalt vollständig aktualisieren muß. „Um zu sehen, muß man erst wissen, und dann kennen und einen gewissen Teil des Wissens vergessen. Man muß eine gerichtete Bereitschaft zum Sehen besitzen.“ Diese gerichtete Bereitschaft, bekannte Gestalten zu sehen, bedeutet gleichzeitig den Verlust der Fähigkeit, andere Gestalten wahrzunehmen.

Dies verdeutlicht Fleck am Beispiel eines Künstlers und eines Museumsdetektivs im Dienst, die beide im selben Museum völlig unterschiedliche Gestalten sehen. Denkbar wäre hier, daß der Künstler die Bilder als beschauliche Objekte auf sich wirken läßt, wohingegen der Detektiv Bilder nur als zu beschützende Wertobjekte sieht. Nach Fleck schließen sich die beiden Sichtweisen aus, da für künstlerische Betrachtungen eine bestimmte Stimmung notwendig ist, die bei detektierischen Beobachtungen zwangsläufig verschwindet. Die jeweils andere Sichtweise kann also nur unter Aufgabe der eigenen Sichtweise, durch Veränderung der eigenen gerichteten Wahrnehmungsbereitschaft, eingenommen werden.

Aus den beiden Grundannahmen zieht Fleck die Konsequenz:

„Die Gestalt ist nicht aus objektiven physikalischen Elementen aufgebaut, sondern aus kulturellen und historischen Motiven.“ So hielt es Fleck kurz nach dem 2. Weltkrieg für möglich, daß ein Bewohner Warschaws dort ein Haus gesehen hätte, wo ein Bewohner New Yorks eine Ruine oder einen Haufen Schutt gesehen hätte.

Besonders interessant ist diese Konsequenz jedoch in Bezug auf den Anspruch auf Objektivität in den sogenannten exakten Wissenschaften. Diesem Anspruch kann Frau nicht gerecht werden, denn laut Bohr „...enthält der Begriff der Beobachtung eine Willkür, indem er wesentlich darauf beruht, welche Gegenstände mit zu dem zu beobachtenden System gerechnet werden.“ Diese Willkür liegt auch der expliziten Gegenstandsdefinition im wissenschaftlichen Bereich zugrunde. Diese willkürlichen Beobachtungen prägen dann ihrerseits wieder den weiteren Inhalt der Wissenschaft. „Die Reihenfolge der Entdeckungen und Irrtümer beeinflußt den Inhalt der Wissenschaft deutlich.“

Diese Spirale manifestiert sich auch in wissenschaftlichen „Apparaten“ (von einzelnen Methoden bis hin zum Mikroskop). Einerseits sind sie Ausdruck eines bereits vorhandenen Denkstils, andererseits beeinflussen sie selbst auch den weiteren Denk- und Beobachtungsstil, indem sie immer die

unendliche Menge möglicher Beobachtungen auf das Spektrum einengen müssen, das sie messen und erfassen können. In letzter Konsequenz bedeutet das: „Die Objektivität wissenschaftlicher Beobachtungen beruht einzig auf ihren Bindungen mit dem ganzen Vorrat an Wissen, Erfahrung und traditionellen Gewohnheiten des wissenschaftlichen Denkkollektivs.“ Somit wird die verwerfliche subjektive Willkür durch eine „objektive“, weil kollektiv akzeptierte Willkür ersetzt.

Den Einfluß des Kollektivs auf die Wahrnehmung seiner Mitglieder bezeichnet Fleck als „dressieren (...) auf gewisse Ganzheiten: Das Kollektiv gibt die Sanktion, gewisse Ganzheiten aus einem Kollektiv gewisser Elemente abzusondern“. Das Kollektiv hat sogar die Macht, Gestalten zu schaffen, was Fleck am Beispiel der Hexenverbrennungen zeigt. „Es gab Zeiten, in denen man Hexen sah, sie sofort erkannt haben soll, eventuell am satanischen Ausdruck der Augen, am teuflischen Grinsen, wenn sie einen Augenblick aufhörten, sich zu maskieren.“

Nach Fleck dürfte nicht mehr gesagt werden „Jan erkennt den Gegenstand C“. Statt dessen müßte es heißen: „Jan, als Teilnehmer an der Kultur K, oder Jan auf der Grundlage des Stils S, erkennt den Gegenstand C“. Denn „alles Erkennen ist ein Prozeß zwischen dem Individuum, seinem Denkstil, der aus der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe folgt, und dem Objekt.“

Fleck zeigt, daß Wahrnehmung kollektiv gebunden ist. Die Rolle der Sprache als Träger der kollektiven Wahrnehmungswelt machen Wittgenstein und Whorf deutlich.

3.2 Wittgenstein: Sprache – Sprachspiel – Lebensform

„Die allgemeine Form des Satzes ist: Es verhält sich so und so“. – Das ist ein Satz von jener Art, die man sich unzählige Male wiederholt. Man glaubt, wieder und wieder der Natur nachzufahren, und fährt nur der Form entlang, durch die wir sie betrachten.
(Philosophische Untersuchungen I 114.)

Hatte Wittgenstein im Tractatus noch angenommen, daß die Struktur der Sprache der Wirklichkeit entspricht (i. S. einer Isomorphie), so geht er in den Philosophischen Untersuchungen davon aus, daß die Sprache unsere Sicht der Wirklichkeit bestimmt, daß wir durch sie die Dinge betrachten, wir in Sprache denken. Seine Untersuchungen über Aufbau und Grenzen der Sprache betrachtete Wittgenstein als einen unaufhörlichen Kampf gegen die „Verhexung des Verstandes durch die Sprache“, denn sie selbst ist das Vehikel des Denkens (P. U. I 392.). Hiermit nähert sich Wittgenstein Mauthners radikal-nominalistischer Position.

Wenn nun die Struktur der Sprache und unserer Denkform nicht der Wirklichkeit entspricht, sich die Struktur der Sprache nicht aus der Wirklichkeit ergibt, was bedeutet dann sprechen, kommunizieren und denken? Dies kann wohl nicht ein Beschreiben der Welt oder ein Austausch von Beobachtungen, von Wissen über die Welt bedeuten. Diese weit verbreitete Auffassung von Sprache als Abbildungs- und Übertragungsinstrument lehnt Wittgenstein in seinen Philosophischen Untersuchungen als zu einfach ab. Er will andere Aspekte der Sprache bzw. des Sprechens hervorheben. Dazu bedient er sich einer Reihe von Beispielen primitiver Sprachverwendung.

„Sprache soll der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar in der Reihe, wie A sie braucht. Zu dem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: ‚Würfel‘, ‚Säule‘, ‚Platte‘, ‚Balken‘. A ruft sie aus; – B bringt den Stein,

den er gelernt hat auf diesen Ruf zu bringen. – Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf.“ (P.U. I 2.) In dieser Situation hat Sprechen die Funktion, den Kommunikationspartner zu etwas zu bewegen und nicht, Tatsachen mitzuteilen.

Das Lehren der Sprache ist nach Wittgenstein kein Erklären, sondern ein Abrichten; Worte haben nicht in erster Linie eine deskriptive Funktion, sondern eine Funktion im „Sprachspiel“.

Sprachspiel nennt Wittgenstein das Zusammenspiel von beidem, Sprechen und Handeln in bestimmten Situationen. Sprechen lernen, also Denken lernen, ist dann abgerichtet werden auf bestimmte und auf immer mehr und größere Sprachspiele. Sprechen hat in diesen Sprachspielen nicht die Funktion, etwas abzubilden und mitzuteilen, sondern das Spiel aufrechtzuerhalten. Das Wort „Spiel“ beinhaltet, daß diese Interaktion nur von innen betrachtet einen Zweck hat. Sprachspiele erhalten ihren Sinn von der Lebensform, der Kultur. Voodoozauber – ein Sprachspiel, nur zu verstehen vor dem Hintergrund einer bestimmten Kultur, Lebensform; Rituale in Psycholabors – ohne Sinn, wenn man sie nicht vor dem Hintergrund eines noch größeren Spiels sieht, nämlich dem zum Scheitern verurteilten Versuch von einigen Menschen, objektive Aussagen über das Funktionieren aller Menschen machen zu wollen.

3.3 Whorf: Sprache – Denken – Wirklichkeit

Noch eine andere Perspektive als Fleck einnehmend, der sich mit seinen Beispielen innerhalb der indoeuropäischen Sprachen bewegt, versucht Whorf durch die Betrachtung sehr verschiedener Sprachkulturen, den Einfluß der Sprachstruktur auf den „Denkstil“ zu demonstrieren.

Whorf will deutlich machen, daß die Kultur einer Sprache die Sprecherin dazu veranlaßt, Eindrücke, Erfahrenes auf eine bestimmte Art und Weise zu ordnen. Die Sprachstruktur formt den Denkstil, wenngleich Whorf Denken und Sprechen nicht völlig gleichsetzt. Es ist das linguistische System (die Grammatik), welche den Strom der Eindrücke, der bei der Betrachterin ankommt, organisiert.

„Menschen einer Sprache sind durch diese an einem Abkommen beteiligt, die Natur durch bestimmte Begriffe zu organisieren. Dieses Übereinkommen ist unausgesprochen und obligatorisch; durch eine bestimmte Sprache ist jemand bei der Beschreibung der Welt auf bestimmte Interpretationsweisen festgelegt.“ Sachverhalte sind für solche Sprecherinnen verschieden, deren Sprachen verschiedene Formulierungen für die betreffenden Sachverhalte vorsehen. Nach Whorf ist es „unmöglich Vorgang, Ding, Relation usw. von der Natur der Phänomene her zu definieren. Solche Definitionen involvieren vielmehr stets eine zirkelhafte Rückkehr zu den grammatischen Kategorien der Sprache derjenigen, die die Definition vornehmen.“

Gleichwohl geht Whorf nicht soweit zu behaupten, daß die Sprache das Weltbild verursacht – Sprachen färben das Weltbild. Ein Beispiel dafür, wie die Sprachstruktur (Grammatik) die Auffassung der Welt beeinflusst: „Wir lesen dauernd fiktive Täterwesen in die Natur hinein, nur weil unsere Verben Substantive vor sich haben müssen. Wir müssen sagen, „Es blitzt“, oder „Ein Licht blitzt“ und damit einen Täter, „Es“ oder „Ein Licht“ konstruieren, der ausführt, was wir eine Tätigkeit nennen: „blitzen“. Das Blitzen und das Licht sind aber ein und dasselbe! Die Hopisprache berichtet das Blitzen mit einem einfachen Verb, „rephi“: „blitzen“. (...) Die moderne Naturwissenschaft ist auf dem Boden unserer westlichen indoeuropäischen Sprachen entstanden, und deshalb geht es ihr sicherlich oft genauso wie uns allen: sie sieht Tätigkeiten und Kräfte, wo es vielleicht besser wäre, Zustände zu sehen.“ (vgl. auch Kap. 3.5) Whorf sieht allerdings das Substantiv „Zustand“ kritisch, da weiterhin Täter und Tätigkeiten implizit angenommen werden. Besser fände er es, „wenn wir (...) einen mehr verbalen Begriff mit gleicher Leichtigkeit benutzen könnten“, wie es in Indianersprachen zu finden ist.

3.4 Müller: Archaische Sprachen – Beispiel einer anderen Welt

Während Whorf aufzeigt, daß es unterschiedliche Sprachstrukturen gibt, die das Denken und Weltbild prägen, illustriert Müller diese anderen Wahrnehmungswelten am Beispiel der archaischen Sprachen. Gestützt auf Müller wollen wir versuchen, archaische Sprachen zu beschreiben. Darüber hinaus möchten wir die Konsequenzen für ihre Benutzer verdeutlichen.

Archaische Sprachen kennen nichts statisches, sie sind, wie ihre Umwelt, immer in Bewegung, sie verändern sich fortlaufend und malen Gesehenes mit Lauten nach. Für ihre Benutzer ist das Einzelne, das „Sehbare“ wesentlich. Abstraktionen, Denken in übergeordneten Begriffen wie Baum, Fluß, Hund, Welle ... ist für sie nicht möglich; Generalia gibt es in ihrer Sprache nicht.

Das Wesentliche für unsere Beobachtung ist das Allgemeine, das Übergreifende, die Entdeckung von Ursache und Wirkung. Durch unser Suchen nach und Sehen in Kategorien verschwimmt der Gegenstand; er wird bis zur Unerkennbarkeit auf zugrundeliegende Dimensionen reduziert. Die Indianer dagegen beobachten das Einzelne, das Erfahrbare extrem genau; ihre Sprache hat den Zweck mitzuteilen bzw. „einzufangen was den Sprachträger beeindruckt“.

Ihre andersartige Sprache geht auch einher mit einem anderen Bewußtsein und einem anderen Handeln. Sie sehen Verben nicht als Tatwörter, sondern als Zustandsbeschreibungen (in einem abgetrennten Zustand sein vs. abtrennen, in einem gekratzten Zustand sein vs. kratzen, ein Zittern sein vs. zittern). Ein handelndes Ich wird in ihrem Sprachgebrauch nach Möglichkeit umgangen (ermattet sein in Bezug auf mich vs. ich bin ermattet, eine leise Stimme haben in Bezug auf mich vs. ich habe eine leise Stimme). Ihre Sprache dient der Erfassung der Welt bzw. der Wirkung, die die Welt „auf mich“ hat und nicht der Beherrschung und Veränderung der Welt; ihre Grammatik beruht nicht auf einer Täter-Opfer-Beziehung. Das „Ich“ will wirken, aber das „Mich“ will erfahren und bewahren. Das Mich steht nicht der Umwelt oder der Natur gegenüber, es fühlt sich nicht von ihr bedroht, sondern es fühlt sich mit ihr eins, sich ihr gleichwertig.

Durch ihre Sprache sahen die Indianer eine andere Umwelt, eine andere Wirklichkeit, mit der sie sich identisch und in der sie sich geborgen fühlten. Für sie gab es keine Subjekt-Objekt-Trennung: hier bin ich und da ist die Welt.

Wir können uns nicht vorstellen, daß Indianer auf die Idee kämen, Tierexperimente durchzuführen. Wir können uns nicht vorstellen, daß es Indianer interessieren könnte, daß Arbeitslose an der Armutsgrenze leben; sie würden sich dafür interessieren, daß Peter hungert, dies wäre für sie von Bedeutung. Auch könnten sie, da sie keine Abstrakta kennen, niemals Wissenschaft (in unserem Sinne) betreiben. Wissenschaftlicher Fortschritt wie Autos, Kraftwerke, Kunstdünger etc. wäre für sie somit nicht möglich.

Sie würden niemals aus einem Fluß einen Abwasserkanal machen.

3.5 Gergen: Grenzen deskriptiver Sprache

Die Beziehung von Sinnesdaten und Sprache taucht bei Gergen als Relation von Beobachtung und Beschreibung auf (s. auch endogene vs. exogene Perspektive und Soziorationalismus). Seine Position möchten wir zunächst einmal theseartig zusammenfassen und anschließend im einzelnen erläutern:

—→ „Eine Beobachtung beschreiben“ heißt: etwas gemäß den linguistischen Konventionen einer Kommune mit Worten zu versehen. Beschreibungen von Beobachtungen sind also theoretische Konstruktionen.

- Theorien in sozialen Verhaltenswissenschaften werden grundsätzlich nicht durch Beobachtungen bereichert, aufrechterhalten oder falsifiziert.
- Soziale Verhaltenswissenschaften sind essentiell nicht empirisch.

3.5.1 Ist Beschreibungssprache möglich?

Gergen meint, daß eine mögliche Lösung „ostensive Definitionen“ sein könnten (ein denotativer, augenscheinlicher Bezug wird über Protokollsätze hergestellt). Voraussetzung für eine ostensiv-definitivische Beschreibungssprache sind feste, wiederkehrende, kontinuierliche Charakteristika eines Objektes (z. B. bei einem Stein müßte das recht gut gehen). Bei momentanen, nicht-kontinuierlichen Charakteristika eines Objektes fehlen uns meist die Worte (z. B. bei der Beschreibung einer Kerzenflamme, eines „wogenden“ Getreidefeldes). Das gilt besonders für menschliches Verhalten: Augen, Gesicht, Arme, Beine, Stimme, Finger etc. bewegen und verändern sich gleichzeitig, es gibt keine Stabilität, keine Dauer, kein Muster kehrt identisch wieder. Deshalb sind die Voraussetzungen für eine ostensiv-definitivische Beschreibungssprache beim Menschen nicht erfüllt. Unsere kognitive Aufnahme- und Speicherkapazität wäre bei gleichzeitiger Beobachtung und Protokollierung von nur wenigen sich gleichzeitig verändernden Merkmalen hoffnungslos überladen, überlastet. Zur Illustration: wie sähe die Beschreibung einer Maschine aus, bei der sich 10 Teile – in unterschiedlicher Geschwindigkeit und in variabler, räumlicher Beziehung zueinander – bewegen?

3.5.2 Die Herausbildung der Motivsprache

Da eine „wirklich“ genaue Beschreibung menschlichen Verhaltens also prinzipiell unmöglich ist, geht Gergen der Frage nach, wie man/frau diese Probleme „umgeht“. Die Umgehung ist verblüffend einfach, indem nämlich Endpunkte, Ziele, Motive von Handlungen erfunden werden. So fassen wir z. B. eine Reihe physikalischer Bewegungen mit: „Ralf kämmt sich seine Haare“ zusammen. Gleichzeitig verlegen wir Kräfte aller Art in die handelnde Person hinein, die auf diese Endpunkte und Ziele hin drängen. Das Innere erzeugt Aktionen. Haben wir also ein Verhalten mit einer beliebigen Disposition „benannt“, so haben wir gleichzeitig Ziel, Motiv und Energiequelle definiert. Der Wirklichkeit des Verhaltens wird eine Wirklichkeit der Intentionen zugefügt (psychologische Verdoppelung).

Die Inhalte der Seele, die Kräfte, Motive, Absichten, Bedürfnisse, Wünsche, Tendenzen, Sehnsüchte, Triebe, Hoffnungen etc., die menschliches Verhalten „dirigieren“, haben keinen ontologischen Status. Sie sind durch sprachlichen Gebrauch objektiviert, sie sind reifizierte Nebenprodukte menschlicher Kommunikation (hier nähert sich Gergen erstaunlich stark an Mauthner an). Beispiel: „Dies ist Lageorientierung.“ Lageorientierung ist ontisch nicht vorhanden, Lageorientierung existiert nur als Wort einer Sprech- und Schwatzkommune. Was gestern noch Leistungsmotivation war, ist heute Handlungs- und Lageorientierung und morgen... ?

Jetzt ist vielleicht auch klarer, warum in der Psychologie die Beachtung **physiologischer** Fragen irrelevant ist. Die Motivsprache (als Alltagssprache) bezieht sich auf erfundene Verhaltens„ursachen“ und nicht auf „tatsächliche“ innere Zustände. Es nützt uns überhaupt nichts zu wissen, was die neuronalen oder psychophysiologischen Grundlagen einer Bewegung sind, weil die Worte eines Sprachspiels sich nicht auf diese einzelne Bewegung beziehen. Ein physiologischer Zustand kann in verschiedenen kommunalen Systemen unterschiedlich interpretiert werden. Aber auch in einem System kann dieselbe Körperbewegung als Hinweis auf eine Fülle von Personen„beschreibungen“ dienen. Somit wäre der Versuch, die Psychologie in der Physiologie zu verankern wie das Ankerwerfen eines Blinden mitten auf dem Ozean.

Nun könnten wir sagen: *Motivsprache ist überhaupt nicht problematisch*, denn die Probleme, die in der Mehrdeutigkeit liegen sind prinzipiell lösbar, nur – jetzt noch nicht. Wir müßten eben eine eindeutige Beziehung zwischen „Motiv-Wort“ und „Beobachtetem“ definieren, konsensuell festlegen.

Dagegen wäre nun einzuwenden:

- Für eine eindeutige Zuordnung müssen Veränderungen im Detail und sehr genau erfaßt werden. Die so entstehende Komplexität kann vielleicht von Rechnern bewältigt werden, aber Rechner interessieren uns nicht, das ist nicht das Leben! Wenn wir uns den Menschen als „kognitiven Geizkragen“ vorstellen, ist er der Komplexität nicht gewachsen.
- Wenn die Beziehung zwischen Beobachtung und Motiv geklärt sein sollte:
 - es kann dann nur noch eine „wirkliche“ Beziehung geben, welche wäre das dann wohl?
 - diese „wirkliche“ Beziehung müßte durch entsprechenden sozialen Druck durchgesetzt werden (s. Orwells 1984).
- Außerdem taucht hier das Problem auf, welche Momente, Punkte bei Veränderungen als Endpunkte bezeichnet werden, wo somit ein Verhalten aufhört und das Nächste beginnt. Um diese Schwierigkeiten nun zu bewältigen, müßten die Alltagstheorien eliminiert werden, weil ja unterschiedliche Alltagstheorien unterschiedliche Beobachtungskategorien und -einheiten auswählen und somit Verschiedenheit von Alltagstheorien herstellen und aufrechterhalten.

Gergens Überlegungen zu den Grenzen deskriptiver Sprache können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Fazit 1

Bei stabilen & reliablen Ereignissen scheint eine denotativ-definitivische Sprache angemessen. Da menschliches Verhalten wirr und komplex ist, verwenden wir eine Motivsprache. Motivsprache erklärt, wenn sie glaubt zu beschreiben. Es gibt keine objektiven Maßstäbe dafür, welche Motive nun ein spezifisches Verhalten erklären. Der Akteur selbst weiß es auch nicht besser, da auch er in die sprachlichen Konventionen seines kommunalen Systems gepreßt ist, und wenn er in seinem System zurechtkommen will, muß er die herrschende Motivsprache anwenden. Auch für den Akteur ist historisch, kulturell und kommunal festgelegt, welche Motive überhaupt „denkbar“ sind.

Fazit 2

Es scheint eine besonders prominente Charakteristik der sozialen Verhaltenswissenschaften zu sein, daß die theoretischen Begriffe aus den oben genannten Gründen nicht objektiv sind, ja nicht objektivierbar sind.

Von dieser Analyse des Status Quo aus entwickelt Gergen eine „neue“ Metatheorie der sozialen Verhaltenswissenschaften, die er „Soziorationalismus“ nennt (vgl. Kap.4).

3.6 Duerr: Ein Schlußwort?

Was lernen nun unsere Wissenschaftler aus der Annahme, daß unterschiedliche Sprachgewohnheiten unterschiedliche Denksysteme und Wirklichkeiten schaffen? Was traditionelle Psychologen und Ethnologen angeht: Nichts. Sie scheinen diese Annahme gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Zu diesem Schluß könnte mensch jedenfalls nach der Lektüre von Hans-Peter Duerrs „Satyricon“ gelangen.

Er beschreibt westliche Wissenschaftler unter anderem so: „Für sie ist ein Voodoo-Priester nicht von einem fremden Geist besessen, vielmehr leidet er unter ‚Persönlichkeitsdissoziation‘, oder er stellt einen interessanten Fall von ‚multipler Persönlichkeit‘ dar, wie ihn der Psychopathologe Morton Prince beschrieben hat. In diesem Sinne behauptet etwa ein bedeutender Vertreter der Ethnopsychiatrie, George Devereux: ‘Primitive religion and in general “quaint” primitive areas are organized schizophrenia.’“

Duerr versucht hier zu zeigen, daß seine Berufskollegen sich nicht auf andere Wirklichkeiten einlassen und statt dessen eindrucksvoll ihre eigenen Wirklichkeitskonstruktionen als wirklichste Wirklichkeit zur Bewertung fremder Kulturen mißbrauchen. „Ich habe in meinem Buch einen Voodoo-Priester zitiert, der gesagt hat: ‚Wenn die Ethnologen kommen, verlassen die Geister die Insel.‘ Ich habe diesen Satz neulich einmal in einem Gespräch mit dem Wissenschaftstheoretiker Hans Albert geäußert, und der hat sofort erwidert: ‚Aha, eine Immunisierungsstrategie gegenüber wissenschaftlicher Überprüfung!‘ Das ist bezeichnend – viele Leute denken immer wieder, daß man nur von dem wissen kann, was sie mit ihren Methoden, mit ihrer Forschungsmentalität sehen und greifen können. Aber was bedeutet das, daß Hans Albert keine Elfen sieht? Es bedeutet nur, daß er halt keine sieht...“

4 Gergens Soziorationalismus: eine Perspektive?

Für dieses Kapitel wurde verwendet: Karin Knorr-Cetina (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp; Kenneth J. Gergen (a. a. O) 1982 & 1985. Um Stellenwert und Genese des Soziorationalismus zu verdeutlichen, zunächst ein kurzer historischer Rückblick. Im wesentlichen läßt sich die Geschichte der Philosophie (und der Psychologie) als ein Pendeln zwischen konkurrierenden erkenntnistheoretischen Traditionen beschreiben, die Gergen als „exogene“ bzw. „endogene“ Perspektive bezeichnet.

Die Vertreter der exogenen Perspektive (Locke, Hume, die logischen Empiristen) sehen die Grundlage unseres „Wissens“ in den Gegebenheiten der „realen“ Welt. Durch die Anwendung „sauberer“ Methoden ist sicherzustellen, daß unser Wissen ein möglichst genaues Spiegelbild der Welt ergibt. Dadurch erkennen wir die „wirkliche“ Natur der Dinge (und Lebewesen). Innerhalb der Psychologie wird diese Sichtweise besonders deutlich vom Behaviorismus vertreten: die entscheidenden Determinanten menschlichen Verhaltens sind in der Umwelt lokalisiert, deshalb muß unser Wissen, um ein erfolgreiches Handeln zu ermöglichen, diese Umwelt adäquat reflektieren.

Anhänger der endogenen Perspektive (wie Kant, Nietzsche, die Phänomenologen) hingegen betonen, daß die Art und Weise wie wir unser Wissen konstruieren, in erster Linie von uns innewohnenden Strukturen abhängt. „Wissen“ reflektiert somit nicht „wie die Welt ist“, sondern „wie wir denken“. Eine entsprechende Orientierung finden wir bei den Gestaltpsychologen und anderen Kognitivisten: kognitive Strukturen und Prozesse bilden die Grundlage menschlichen Handelns, d. h. entscheidend ist wie wir die Welt geistig repräsentieren, nicht aber wie sie ist.

Deutlich werden – nach Gergens Meinung – die Unterschiede zwischen exogener und endogener Perspektive, wenn man ihre Stellungnahmen zu folgenden Punkten vergleicht:

1. Ist objektives Wissen möglich?

Exogen: ja, da die externe Welt in eindeutiger Weise durch unsere Sinne erfahrbar ist.
Endogen: nein, denn da Wissen primär ein Produkt der jeweiligen kognitiven Verarbeitung ist, kann von „Objektivität“ nicht die Rede sein.

2. Wissenschaftler sollten Konsens anstreben.

- Exogen: ja, da in Bezug auf objektiv richtiges Wissen Übereinkunft erzielt werden kann.
Endogen: nein, unterschiedliche Interpretationen sind legitim und wünschenswert, denn gerade die daraus resultierenden Konflikte stimulieren die wissenschaftliche Weiterentwicklung.

3. Wissenschaft ist neutral und wertfrei.

- Exogen: ja, das muß sie auch sein, um die faktischen Gegebenheiten der Welt erkennen zu können. Fragen der Moral werden als irrelevant angesehen.
Endogen: nein, das kann sie nicht sein, da in die kognitive Kreation von Wissen immer auch die jeweiligen Vorurteile, Werte, Denkmuster usw. des Wissen-Schaffenden einfließen. Dementsprechend kann der moralische Aspekt von Wissenschaft nie ausgeklammert werden.

4. Wissenschaftliche Methoden

- Exogen: sind wichtig, denn sie allein garantieren eine unverzerrte Erhebung der empirischen, d. h. „wirklichen“ Fakten.
Endogen: können bestenfalls entsprechend der jeweils zu illustrierenden Theorie ausgewählt werden, um diese „rhetorisch“ zu unterstützen.

5. Verhältnis zum „Untersuchungsgegenstand“

- Exogen: der Forscher unterstellt den zu „Untersuchenden“, daß sie die Welt so erfahren, „wie sie ist“. Dementsprechend wird das Verhalten von Personen aufgefaßt als Reaktion auf „objektive“ Gegebenheiten. Aufgabe des Forschers ist es somit, diese Gegebenheiten oder Bedingungen festzustellen bzw. zu variieren, um dadurch seine „Versuchspersonen“ wie Objekte zu manipulieren. Trotz dieser technischen Sichtweise gegenüber den „Untersuchten“ erhebt der Wissenschaftler für sich selbst den Anspruch, eine unabhängig vom sozialen Kontext und situativen Bedingungen agierende Persönlichkeit zu sein und Zugang zu sich selbst zu haben.
Endogen: da sowohl der Forscherin wie auch den zu „Erforschenden“ zugestanden wird, daß sie die Welt jeweils gemäß ihrer subjektiven Kognitionen erfahren, müßten beide gleichberechtigte Teilnehmer am Forschungsprozeß sein, d. h. zwischen ihnen sollte ein kooperatives Verhältnis angestrebt werden.

Zu bemerken ist hier außerdem, daß eine endogene Perspektive wie der Kognitivismus zur Zeit gar nicht zur vollen Entfaltung kommen kann, da die bisher dominierende logisch-empirische Metatheorie den exogenen Charakter der wissenschaftlichen Vorgehensweise vorschreibt. So lange ein/e kognitiv-orientierte/r Forscher/in gemäß der gängigen Wissenschaftstheorie versucht, kognitive Prozesse objektiv-empirisch zu erfassen, mißachtet er/sie gerade die subjektiven Prozesse, von deren Vorhandensein ausgegangen wird.

Sowohl für die endogene wie auch die exogene Perspektive gilt, daß beide in letzter Konsequenz unbefriedigend bleiben:

- > wenn die Welt essentiell eine subjektiv-idealistische Konstruktion ist, dann ist es schwierig, gleichzeitig das Konzept einer unabhängig vom Subjekt vorhandenen Außenwelt zu rechtfertigen. So endet der endogene Ansatz streng genommen im Solipsismus. Eine Verständigung zwischen den Menschen wäre eigentlich nicht mehr möglich,

da jeder jegliche Sichtweise mit seinem subjektiven Evidenzanspruch rechtfertigen und beibehalten kann.

—→ die exogene Betrachtungsweise hingegen bleibt letztendlich Ideologie, weil sie die wissenschaftliche Praxis prinzipiell nicht adäquat beschreiben kann.

Die Aporien endogener und exogener Perspektive erfordern nach Gergen einen Wechsel schon auf der metatheoretischen Ebene, hin zum „Soziorationalismus“. Diese Orientierung bedeutet eine Konzentration auf die Prozesse, aufgrund derer Personen die Welt beschreiben und erklären, sich über sie verständigen. Diese Verständigungsformen werden als historisch gewordene und sozial veränderbare begriffen.

Arbeiten, die im Rahmen der soziorationalistischen Orientierung interpretiert werden können, beruhen im allgemeinen auf den folgenden Prämissen:

1. Unsere Welterfahrung steht nicht in einem eindeutigen Verhältnis zur Welt „wie sie ‚wirklich‘ ist“. Die „Dinge“ diktieren uns nicht kontext- und gesellschaftsfrei, wie wir sie zu sehen haben. Grundsätzlich können wir nur Beobachtungen im Rahmen der theoretischen Kategorien machen, die wir vorher gesetzt haben und die dann unsere Wahrnehmungen lenken (vgl. Fleck, Punkt 3.1). Wegen dieses losen Zusammenhangs von „Wirklichkeit“, Sinnesdaten und theoretischer Beschreibung können wir auch nicht zwischen konkurrierenden Theorien entscheiden: Voraussetzung wäre hier eine die verschiedenen Theorien umfassende Theorie, über deren Beziehung zur „Wirklichkeit“ wiederum nichts gesagt werden könnte. Gergen bezieht sich in diesem Zusammenhang auf den „späten“ Wittgenstein und dessen „Philosophische Untersuchungen“, in denen der konventionelle Charakter des Sprechens über die Welt und die Reifikationstendenz der Sprache besonders deutlich herausgearbeitet wird (vgl. Punkt 3.2.). Konstruktivisten zweifeln aus diesen Gründen radikal an den Selbstverständlichkeiten des Alltagsdiskurses und ihrer Begründung durch „objektive“ Beobachtung. Sie interessieren sich für die historischen, kulturellen und sozialen Bedingungen, unter denen etwas als selbstverständlich, objektiv, natürlich angesehen wird.
2. In engem Zusammenhang mit der ersten Grundannahme geht der Soziorationalismus davon aus, daß die Begriffe, mit denen wir die Welt zu verstehen glauben und mit Hilfe derer wir uns in ihr orientieren, soziale „Artefakte“ sind, die in einer konkreten historischen Situation im kommunikativen Austausch zwischen Personen produziert werden. Sprache ist nicht Abbild der „Wirklichkeit“, sondern hat die Funktion, kooperative, gegenseitige und gemeinsame Aktionen zwischen Personen zu ermöglichen. Sprachkonventionen entsprechen damit Spielregeln oder Ritualen, die sich im Rahmen des sozialen und gesellschaftlichen Kontextes etablieren und z. B. durch Institutionen aufrechterhalten werden. Zur Erläuterung dazu vielleicht ein Zitat: “From the present standpoint, knowledge about social life is not to be viewed as a ‘reflection’ of what there is, but a ‘transformation’ of experience into a linguistic ontology.” (Gergen, 1985, S. 202) Kulturvergleichende Studien sowie Analysen der Alltagsmythen und -regeln der westlichen Industriestaaten verdeutlichen im einzelnen die soziale Konstruktion von „Gegenständen“ und Begriffen, ihre historische Einbettung und ihnen implizite Ideologien. In solchen Analysen muß immer wieder gefragt werden nach Grundregeln oder Prinzipien, die den Rahmen bestimmen, in dem Beschreibungen menschlichen Handelns überhaupt denkbar sind: solche Axiome könnten Aussagen darüber ermöglichen, was psychologische Forschung sinnvollerweise sein kann/muß.
3. Die „ausgehandelten“ Sprachspiele, Rituale oder Verständigungsprozesse sind im sozialen Leben durch ihre Vernetzung mit der Alltagspraxis von immenser Bedeutung. Sprachkonventionen werden von bestimmtem Verhalten begleitet (s. etwa Begrüßungsrituale), dirigieren

den Blick und implizieren bestimmte Verhaltensweisen gegenüber bestimmten Personen und schließen andere aus (s. etwa die Folgen, die es für jemanden hat als „schizophren“ diagnostiziert zu werden). Sprache greift über die enge Verbindung zum Verhalten also direkt und umfassend in „Praxis“ ein und schafft dadurch „Wirklichkeit“ (in irgendeinem Sinne auch „materiell“ faßbare Veränderungen).

4. Ob eine bestimmte Sprachkonvention aufrechterhalten wird bzw. wieweit sie verbreitet ist, hängt nicht (direkt) davon ab, wie empirisch valide oder brauchbar sie ist, sondern vielmehr vom Wandel und den Einflüssen sozialer Prozesse (als da sind: Kommunikation, Verhandlungen, Konflikte, Rhetoriken bzw. begleitende, unterstützende und verstärkende Sprachschleifen). So können z. B. Ansichten über Personen unabhängig von deren Verhalten aufrechterhalten werden (s. Eigenschaftsmodelle). Jegliche Ansicht/Meinung kann jedoch auch verändert werden, wenn sie in einer relevanten Subkultur angezweifelt wird. Grundsätzlich dienen Beobachtungen von Personen nicht als Korrektiv von Beschreibungen dieser Personen (vgl. dazu Punkt 3.5). Im wissenschaftlichen Bereich bestimmen solche subtil wirkenden kommunikativen Mikroprozesse z. B. die Konstruktion „harter“ Daten im experimental-psychologischen Labor und/oder die Lang- bzw. Kurzlebigkeit (sprich: Lebensdauer) von Theorien (vgl. etwa Knorr-Cetina, 1984).

Soziorationalismus bedeutet somit, jedes Sprachspiel als ein sozial konstruiertes und im Rahmen des jeweiligen Subsystem sozial rationales (d. h. für die „Zwecke“ dieses Subsystems in irgendeiner Weise funktionales) Modell zu begreifen und jede Fundierung einer Rationalität durch die Welt und ihre „wirklichen“ Strukturen abzulehnen. „Wissen“ wird somit produziert, entsteht nicht dadurch, daß ein Individuum die Welt prüft und befragt, sondern durch einen kollektiven Prozeß. Oder: „...truth is the product of the collectivity of truth makers.“ (a. a. O, S. 208)

Mit dieser Orientierung sind etwa folgende Grundpositionen und Ziele verbunden:

- > Forscher und Forscherinnen sind nie neutral: “In the attempt to describe social life, one inevitably allocates intention. In assigning intention to action one makes a silent pronouncement on matters of responsibility.” (vgl. 3.5). Wissen wird kommunal produziert: d. h. keine Profession hat den Königsweg gepachtet; auch Methodenentwicklung und -spezialisierung liefert keine ausreichende Legitimation (wenn auch selbst klassische Methoden nicht notwendigerweise kontraproduktiv sein müssen: auf die Zwecke/Ziele kommt es an!). Moral und Fakten können grundsätzlich nicht getrennt werden: das Interesse und die Leidenschaft, die Utopien von Forschern und Forscherinnen müssen in ihre Arbeiten eingehen, sie explizit steuern (wenn Gergen auch meint, daß überlegt werden müßte, wieweit Werte in die Theoriekonstruktion eingehen können ohne die Diskussion zu gefährden – was wir so interpretieren, daß er meint, die „Wirksamkeit“ psychologischer Forschung in der „Öffentlichkeit“ hinge mit davon ab, daß sie als wertfrei erscheint und so den Ansprüchen der „Öffentlichkeit“ entgegenkommt).
- > Soziorationalismus interessiert sich für die Regeln sozialen Handelns und die impliziten ideologischen Gehalte psychologischer Theorien, und hofft, diese durch Explikation kritisierbar zu machen, zu transzendieren und letztlich Forscher und Forscherinnen dazu zu bringen, ihr Interesse und ihre inhaltlichen Standpunkte von vornherein deutlich zu machen.

Gergen versteht den Soziorationalismus als eine Metatheorie, die die derzeitigen Verhaltenswissenschaften revolutionieren könnte: theoretische Konzepte werden ganz anders gefaßt werden müssen (wenn z. T. auch auf Ansätze zurückgegriffen werden kann, wie z. B. Ethnomethodologie, Forschungen im Rahmen kritischer Theorie, symbolischer Interaktionismus). Gleichzeitig ergibt sich ein neues Praxisverständnis: theoretische Konzepte des Soziorationalismus haben nicht nur beschreibenden

Charakter, sondern “theoretical accounts may enter into the common conceptual agreements of the culture and in this way have the capacity to alter society”.

Zunächst ist es jedoch mit der Gesellschaftsveränderung noch nicht so weit her, und es sind noch eine Reihe von kleinen Schritten zu tun, so

- muß z. B. das Konzept „sozial konstruierte Realität“ weiter geklärt werden,
- muß z. B. analysiert werden, was Fortschritt in den Naturwissenschaften überhaupt ist: Verhaltenswissenschaften übernehmen tendenziell das Modell der Naturwissenschaften; z. B. konnte von Kuhn und Feyerabend gezeigt werden, daß Fortschritt auch in den Naturwissenschaften nicht so akkumulativ verläuft, wie es die Metatheorien der Naturwissenschaften darstellen: wenn wir die Entwicklung der Naturwissenschaften anders rekonstruieren (müssen), sehen wir, daß die derzeitige Metatheorie der Verhaltenswissenschaften beim besten Willen nicht durch die Metatheorie der Naturwissenschaften legitimiert werden kann.
- müssen die Funktionen psychologischer Erklärungen untersucht werden (z. B. Eigenschaftsmodelle).

**Die Bochumer Arbeitsgruppe für
Sozialen Konstruktivismus und Wirklichkeitsprüfung**

hat bisher herausgegeben:

In der Reihe „Arbeitspapiere“:

- Arbeitspapier Nr. 1: **Kritik der herkömmlichen Psychologie in 176 Thesen**
(4. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 2: **Erkenntnistheoretische Probleme der Psychologie: Über das Verhältnis von Wirklichkeit, Sinnesdaten und Sprache**
(Historische Fassung: Januar 1988)
- Arbeitspapier Nr. 3: **Bemerkungen zum technologischen Funktionsbegriff** (Kleiner Exkurs über die Meinung: „*Es funktioniert aber doch!*“)
(2. Fassung: Mai 2000)
- Arbeitspapier Nr. 4: **Logik und der Gebrauch von Argumenten**
(3. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 5: **Diskussions-Skripte**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 6: **Konstruktivismus und Ethik** (Ein Dialog)
(1. Fassung: November 1988)
- Arbeitspapier Nr. 7: **Variationen über den Konstruktivismus**
(2. Fassung: März 1990)
- Arbeitspapier Nr. 8: **Beziehungs-Skripte**
(2. Fassung: Januar 1990)
- Arbeitspapier Nr. 9: **„Macht“**
(1. Fassung: Oktober 1990)
- Arbeitspapier Nr. 10: **Wirklichkeitsprüfung: Eine sozial-konstruktivistische Forschungsperspektive für die Psychologie**
(1. Fassung: Januar 1992)
- Arbeitspapier Nr. 11: **Zur Kulturphysiognomik von Romantik, Moderne und Postmoderne**
(1. Fassung: Dezember 1993)
- Arbeitspapier Nr. 12: **Was Sie schon immer über Sozialen Konstruktivismus wissen wollten und auch zu fragen wagten**
(Briefe aus den Jahren 1987–1995, nebst Antworten)
(1. Fassung: Oktober 1995)
- Arbeitspapier Nr. 13: **Theorie und Praxis**
(1. Fassung: Januar 1997)
- Arbeitspapier Nr. 14: **Was von der Postmoderne übrig blieb - Zeitgemäße Betrachtungen -**
(1. Fassung: August 2003)
- Arbeitspapier Nr. 15: **Moderne 2.1: Die Arbeit und ihr <Ich>**
(1. Fassung: Juni 2009)

In der Reihe „Bochumer Berichte“:

- Heft Nr. 1: AutorInnenkollektiv: **Automythen. Sprachskripte und Mythen zur Verkehrsmittelwahl**
(August 1990)
- Heft Nr. 2: Holger Wyrwa: **Zen und Konstruktivismus. Zur konstruktivistischen Prozeß-Erfahrung und zur Satori-Erfahrung im Zen** (November 1994)
- Heft Nr. 3: Jens Faust: **Zur differenzlogischen Interpretation des sozial-konstruktivistischen Personenpersonenkonzeptes** (2. Fassung: Mai 2000)
- Heft Nr. 4: AutorInnenkollektiv: **Medien, Identität: Medienidentität** (Juli 1997)
- Heft Nr. 5: Albertine Devilder: **Skizzen einer sozial-konstruktivistischen Psychologie**
(März 2001)
- Heft Nr. 6: Alexandra Martz, Svea Steinweg, Pia Maria Gerber: **Konzeptualisierungen von Kultur: J.G. Herder versus S.P. Huntington** (Februar 2005)